

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heimweh. Von Fritz Hill

[urn:nbn:de:bsz:31-335980](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335980)

Heimweh

Von Fritz Hill

Auf dem Oberhofe wurde die Hochzeit der einzigen Tochter des Oberhofers mit dem Sohne des Lindenwirts aus der nahen Kreisstadt gefeiert. Es war eine große Hochzeit und die Hochzeiterin überblickte voll Stolz die Reihe der Gäste, die ihr zu ihrem Ehrentage dienten. Aber es war keine rechte Freude im Kreise der Gäste. Jeder wußte um die schweren Kämpfe, die Marie wegen ihres Hochzeiteres mit ihrem Vater ausgefochten hatte. Nicht, als ob an der Person des jungen Metzgers etwas auszusetzen gewesen wäre: im Gegenteil! Seine gewandte Art, sich zu geben, seine Beredsamkeit und das sichere Auftreten waren es ja gerade, was Marie angezogen hatte. Und gegen seine Familie war auch nichts einzuwenden. Aber der Vater hatte einen Bauern auf dem großen Erbhof sehen wollen, und erst, als der junge Mann versprochen hatte, den Hof zu übernehmen, hatte er zögernd eingewilligt. Er kannte den harten Kopf seiner Tochter und konnte ihr, der letzten, die ihm geblieben, nichts abschlagen.

So herrschte während des Mahles eine gedämpfte Freudigkeit, die durch die Spässe eines vom Brautvater angestellten Späzmachers mehr gestört als gefördert wurde. Wohl waren die Bauern der Umgebung erschienen. Aber wie in geheimer Abmachung hielten sie sich für sich, während der städtische Anhang des Hochzeiteres die Tafeln beim Brautpaar besetzt hielt und mit gemachter Lustigkeit hochzeitliche Stimmung zu erzeugen suchte. Man trennte sich früh, früher als gewöhnlich. Die Städter fuhren geräuschvoll davon, während die Bauern einzeln und in kleinen Gruppen ihren einsamen Höfen zustrebten.

Eine gute Strecke schon war der Untermättler mit seinem Nachbarn gewandert, als er endlich den Mund aufthat und leise sagte: „Bin wunderfösig, wie das geht! Ist kein Bauer, der Bert. Schad um den Hof!“ Der andere brummte etwas Unverständliches, was man als Zustimmung auffassen konnte, und bald darauf trennten sich beide mit einem „Schlofe gund!“ Auf der Höhe des Berges blickte der Untermättler noch einmal lange nach dem großen Oberhof, in dem langsam die Lichter erloschen. Dann stieg er kopfschüttelnd die andere Bergseite hinab.

Der alte Oberhofer hatte seiner Tochter den Hof übergeben und war ins Auszugshaus gezogen. Marie schaffte und werkte mit frohem Gesicht. Ihr Mann schien die Befürchtungen

des Vaters und der Nachbarn Lügen strafend zu wollen, denn er hielt den Hof und besonders den Viehstand in mustergültiger Ordnung. Sein besonderes Augenmerk galt der Zucht, und, da er als Metzger vom Vieh etwas verstand, auch alte Beziehungen auszunützen wußte, hatte er den alten Bestand mit guten Stücken aufgefrischt, die Futtermittelverhältnisse überprüft und verbessert und nebenbei einen einträglichen Ochsenhandel angefangen. Daß er dabei oft lange Zeit vom Hofe abwesend war, blieb der einzige Kummer Mariens. Aber sie schwieg, da er ihr klar gemacht hatte, daß ohne Laufen und Bewegung kein Geschäft zu machen sei.

So kam der erste Winter heran. Der junge Bauer war zum erstenmal ans Haus gefesselt, denn der hohe Schnee verbot nahezu jeglichen Verkehr. Marie freute sich, ihren Mann nun lange bei sich zu haben, gemeinschaftlich mit ihm schaffen zu können. Aber sie erlebte die erste große Enttäuschung in ihrer Ehe. Je länger der Winter dauerte, desto unleidlicher wurde der Bauer. Er, der gewohnt war, alles rasch und in gewissem Sinne leidenschaftlich zu tun, konnte sich an die einförmige und gleichbleibende Arbeit im Hause nicht gewöhnen. Ihm fehlte der „Betrieb“. So wurde er trübselig, und statt der ihn langweilenden Arbeit tat er gar nichts und überließ alles seiner Frau. In diesem Winter tauchte zum erstenmal der Gedanke bei ihm auf, den Hof zu einer Wirtschaft, einem „Höhen-



Bin wunderfösig, wie das geht!
Ist kein Bauer der Bert . . .

turhaus", wie er es nannte, umzubauen. Mit großer Beredsamkeit suchte er seine Frau davon zu überzeugen, daß dies ein glänzendes Geschäft werden könne, und daß man mit geringen Mitteln die notwendigen Änderungen vornehmen könne. Doch sie, die ihn immer bewundert und seine Pläne restlos gebilligt hatte, war zum erstenmal nicht dafür zu haben. Zwar konnte sie ihm keine Gegengründe entgegensetzen, seine Berechnungen nicht umstoßen, aber in ihrem Innern regte sich eine unbestimmte Angst vor diesen unwälzenden Veränderungen, daß sie ihm nur schweigend Widerstand bieten konnte. Sie fühlte unklar, daß zwischen ihrer und ihres Mannes Lebensauffassung ein tiefgreifender Unterschied war. Sie selbst konnte aus ihrer bäuerlichen Stetigkeit nicht in ihres Mannes ewige Bewegung hinüberwechseln. Mit Erschrecken erkannte sie, daß die Warnungen ihrer Eltern aus tiefster Lebenserfahrung gekommen waren. Und mit doppeltem Eifer ging sie ihrer Arbeit im Hofe nach, als ob sie allein das Erbe ihrer Ahnen zu verwalten hätte. Sie wurde Bauer und Bäuerin zugleich. Aber zu niemand sprach sie ein Wort. Da sie immer still und schaffig gewesen war, fiel es in der Umgebung nicht weiter auf. Nur als ihr Vater einmal, ganz gegen seine Gewohnheit, ihr über das Haar strich, brach sie in Weinen aus. Und als ob sich beide dieser Schwäche schämten, wurde nie darüber gesprochen.

Schließlich hatte es der junge Bauer doch durchgesetzt, daß der Hof zu einem Gasthaus umgebaut wurde. Die Stube wurde vergrößert, Liegehallen und Gastzimmer eingebaut, und ein Nebenhaus, „Dependance“, wie es sich stolz nannte, errichtet. Der junge Bauer war in seinem Element. Den ganzen Tag war er unter den Handwerkern, gab an, lobte, tadelte und trieb die Arbeit vorwärts. Den eigentlichen Hof vernachlässigte er ganz. Doch da Marie schon vorher die Hauptarbeit geleistet hatte, fiel es kaum auf. Die alten Knechte und Mägde waren gewohnt, sich von der Bäuerin ihre Arbeit anschaffen zu lassen. Langsam gewöhnte man sich daran, nicht mehr vom Bauern, sondern vom „Wirt“ zu sprechen. Marie hörte es erst mit tiefem Erschrecken, sagte aber nichts. Der Wirt selbst schien es nicht zu merken.

Die Umstellung des Hofes war der erste große Fehlschlag in der jungen Ehe. Die Kosten des Umbaues waren bedeutend höher, als man zunächst angenommen hatte, und die Gäste blieben aus. Dazu war eine Menge Leute für die „Saison“ angestellt worden, die auch bezahlt werden wollten. Der Jahresabschluß ergab eine bedeutende Schuld bei der Bank, deren

Zinsen der Hof nicht aufzubringen vermochte. Aber der Wirt wußte Rat. Er schlug vor, ein großes Waldstück zu verkaufen. Der Erlös würde die Schuld decken. Doch diesmal blieb seine Frau fest. Da der Hof ihr Eigentum war, konnte er ohne ihre Einwilligung nichts unternehmen. Er hatte heftige Auftritte mit ihr, ließ sich sogar hinreißen, ihr mit Schlägen zu drohen. Marie trug alles in Geduld und klagte nirgends. Aber sie gab nicht nach. Erst, als der Gerichtsvollzieher wegen der Zinsschuld kam, um im Stalle zu pfänden, unterschrieb sie die Vollmacht für ihren Mann. Von dem Tage an mied der Vater den Hof und Marie sah ihn nie wieder. Auf dem Kirchweg wich er ihr aus, und sein Haus blieb ihr verschlossen. In ihrem frischen Gesicht bildeten sich die ersten harten Falten.

Der Verkauf des Waldes war der Anfang vom Untergang des Hofes. Statt sich nun um so mehr um die Landwirtschaft zu kümmern, wurde der Wirt noch nachlässiger als bisher. Wochenlang war er oft abwesend, angeblich auf Wein- oder Viehkauf, und wenn er zu Hause war, saß er im Gastraum und trank. In dieser Zeit zerbrach der Glaube seiner Frau an ihn. Sie wurde ganz selbständig und widmete ihre Kraft einzig und allein dem Hof. Aber sie konnte nichts retten. Immer und immer wieder mußte sie die Schulden, die aus der Wirtschaft entstanden, mit dem mühsam errungenen Gelde decken, und so kam bald die Zeit, wo der schöne Oberhof, auf dem eine Reihe Hypotheken lasteten, versteigert wurde.

Marie hatte in Erfahrung gebracht, daß die Gemeinde den Hof steigern werde. Sie war an einem Abend zum Bürgermeister gegangen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Der alte Untermättler staunte, als seine Marie, die er schon von Kind auf kannte, mit ihm wie ein erfahrener Bauer sprach. „Ich muß den Hof wieder haben“, sagte sie, „und wenn ich mein ganzes Leben schaffen soll wie eine Magd! Ihr könnt ihn mir in Pacht geben, und wenn ich genügend Geld habe, kaufe ich ihn wieder zurück!“ „Dein Mann ist kein Bauer, Marie“, meinte bedächtig der Alte. „Er wird den Hof nicht halten können!“ „Ich kanns, Ihr wißt es, und ich tus! Ich kann meinem Vater nicht mehr unter die Augen, wenn ich seinen Hof nicht wieder mitbringe! Und ich weiß nicht, wie ich leben soll ohne den Hof!“ Der Niedermättler wiegte den Kopf. „Wenn Dein Mann nicht wär, Marie“, meinte er, „könnte ich vielleicht was machen. Der Gemeinderat will ihn nicht hier haben. Wir können keinen Metzger bei uns brauchen.“ Marie wurde dunkelrot. Sie schwieg

lange. Dann stand sie auf und sprach leise: „Es ist mein Mann! Ich muß ihm folgen, wohin es auch sei. Aber versprecht mir wenigstens eins: haltet mir den Hof auf! Vielleicht kann ich doch einmal wieder kommen!“ Der Niedermättler sah sie lange an. Dann streckte er ihr die Hand hin und sagte: „Was ich tun kann, soll geschehen, Marie. Bei uns bist du immer willkommen!“ Am andern Tage übernahm die Gemeinde den Oberhof zum Schätzungspreis, und der Niedermättler bekam ihn in Pacht. Der Wirt zog mit seiner Frau in die Amtsstadt, wo sie von dem geringen Überschuss eine Metzgerei kauften. Mariens Vater hatte sich tagelang nicht sehen lassen. Sie konnte sich nicht von ihm verabschieden. Als sie den Hof verließ, brach ihre Selbstbeherrschung zusammen. An der Türe fing sie an, heftig zu weinen. Die Bauern wendeten sich erschüttert ab. Auch ihr Mann hatte Tränen in den Augen. Oben auf der Höhe ließ Marie den Wagen noch einmal halten. Sie stieg aus und schaute lange vom Waldrand aus zum Hof hinab. Dann wendete sie sich kurz ab und setzte sich wieder neben ihren Mann. Ohne umzublicken fuhren sie nach der neuen Heimat.

War es die gewohnte Arbeit oder der Eindruck des Unglücks — der Metzger fing wieder an, fest zu schaffen. Er brachte sein kleines Geschäft in die Höhe und hatte dank seiner Tüchtigkeit in kurzer Zeit wieder einen guten Namen. Seine Frau war trotz der ungewohnten Arbeit unermüdlich. Sie weigerte sich, eine Hilfe anzunehmen, und schaffte von früh bis spät alles allein. Ihr Mann ahnte nicht, daß sie einen bestimmten Zweck verfolgte. Da sie die ganze Buchhaltung führte, wußte er nichts von dem Guthaben, das sie sich schon gespart hatte. Aber ihre Augen wurden langsam wieder froher.

In einem schönen Pfingsttage, als das Geschäft zwei Tage geschlossen sein mußte, wanderte sie allein den Weg zum Niedermättler. Der Alte sah erstaunt auf, als sie die Stube betrat. Dann ging ein frohes Lächeln über sein Gesicht. „Grüß dich Gott, Büre!“, sagte er und merkte nicht, daß die Anrede fehl am Platze war. Und es war, als ob keine Zeit seit ihrem letzten Beisammensein verflossen wäre. Marie blieb den ganzen Tag auf dem Hof, besah Stall und Matten, ging durch den Wald und redete mit ihrem Freunde wie ein erfahrener Bauer. Droben auf der Berghöhe stand sie lange und schaute still nach ihrer alten Heimat. Der Niedermättler meinte nach einer Weile: „Willst nach unserm Vieh drüben sehn?“ und winkte mit dem Kopfe nach dem

Oberhof. Aber Marie war schon wieder auf dem Weg zurück. „Ich kann nicht als Fremde auf meinen Hof“, sagte sie vor sich hin, und



... und schaute vom Waldrand nach ihrer Heimat

der Niedermättler nicht stumm. „Ihr denkt doch noch an unsere Abmachung?“ fragte sie weiter. „Ich hoffe, daß ich in zwei Jahren wieder mit Euch sprechen kann!“ „Ist recht,“ erwiderte der Alte kurz, aber in seinen Augen leuchtete es auf.

Mit der Erweiterung des Geschäftes und dem neuen Wohlstand war bei dem Metzger auch der alte Leichtsinns wieder eingezogen. Er überließ die Arbeit oft seinen Leuten und sah im Wirtshaus oder kam von Einkaufsreisen tagelang nicht zurück. Marie arbeitete dafür für vier. Keine Stunde des Tages war ihr zu früh, keine zu spät. Das frische Mädchen war zur alten Frau geworden. Die Sorgen und die Anstrengungen hatten tiefe Runen in ihr Gesicht gegraben. Wenn die Müdigkeit, die sie oft spürte, sie zu übermannen drohte, ging sie zum Niedermättler und schaute vom Waldrand aus nach ihrem Heimathofe. Aber niemand konnte sie bewegen, einen Fuß dorthin zu setzen. „Erst, wenn er wieder mein ist! Dann will ich ihn meinem Vater zurückbringen!“ war ihre stete Antwort. Im Anblick ihres Hofes holte sie sich immer wieder Kraft zu weiterer Arbeit.

Und eines Tages war es so weit. Marie konnte ihrem Manne freudestrahlend erzählen, daß das Bankkonto groß genug sei, daß man mit dem Erlös aus dem zu verkaufenden Geschäft zusammen den Hof wieder zurückkaufen

könne. Sie erschraf, als der Mesger lange Zeit still schwieg. Sie erschraf noch mehr, als er endlich seine Augen langsam auf sie richtete.



Daß du dich wieder aufs hohe Ross setzen kannst . . .

Ein kalter Hohn, wie sie ihn vorher nie gekannt, lag in ihnen. „Also deshalb hab ich die ganze Zeit leben müssen wie ein Hund,“ fing er an, „daß du deinen Hof wieder kaufen kannst? Daß du dich wieder aufs hohe Ross setzen kannst und mich schikanierst wie einen Knecht? Das war früher, meine Liebe, und das gibts nicht mehr! Das Geld ist mein, ich habs verdient, und ich bestimme, was damit gemacht wird!“ Wütend war er aufgestanden und warf die Tür hinter sich ins Schloß. Marie sah wie vor den Kopf geschlagen. Sie konnte nichts mehr denken. Ihr Leben war auf einmal so sinnlos geworden. Sie fühlte nur eines: dieses letzte Wort hatte eine Kluft aufgerissen, die sie auf ewig von ihrem Manne trennen würde. Blitzartig sah sie ihr Leben an sich vorüberziehen. Es war ein dauernder Verzicht zugunsten ihres Mannes.

Eltern und Heimat hatte sie seinetwegen aufgegeben, war ihrem Geschlechte untreu geworden, hatte den heiligen Boden der Väter geopfert, um des Mannes Schuld zu tilgen. Nie war ihr in der Verbannung, in die sie ihm freiwillig gefolgt war, der Mut gesunken. Immer und immer wieder hatte sie gehofft, in gemeinsamer Arbeit die Heimat wieder zu erringen und die Schuld, die sie vor ihrem Vater auf sich geladen, tilgen zu können. Nun wurde ihr grausam klar, daß sie den unstillen Sinn des Mannes nie an den Boden binden

konnte, daß sie, einmal von der Heimat entfernt, wurzellos verderben mußte. Sie war nicht geboren, Wanderer in der Welt zu sein. Die Heimat rief mit mächtiger Stimme in ihrem Blute. Nur die Hoffnung auf die Heimkehr hatte sie bisher aufrecht gehalten. Nachdem diese zu schwinden drohte, blieb ihr nur noch der Tod.

Die folgenden Wochen waren die Hölle für die arme Frau. Mit ungeabnter Energie wandte sie sich gegen ihren Mann. Sie suchte im Guten wie im Bösen seine Einwilligung zu erzwingen. Aber er blieb hart. Im Gegenteil: je mehr er sah, wie sie sich verzehrte, desto brutaler und hämischer wurde er. Eines Tages kam er von einer längeren Reise nach Hause und teilte ihr in roher Weise mit, daß er eine Wirtschaft in einer entfernten Stadt gekauft habe. „Das ewige Geheule nach deinem Hof wird ja dann aufhören,“ meinte er zynisch, „wenn du den verfluchten Berg nicht mehr siehst und mehr zu tun hast!“ Marie wurde weiß wie die Wand. Sie antwortete nichts. Selbst ihrem Manne wurde dies Schweigen unheimlich. Er versuchte in einer weichen Regung einzulenken. Aber sie verließ das Zimmer. Als er sie nach einigen Stunden vermiste, war sie nirgends zu finden.

Durch Nacht und Schnee kämpfte sie sich den Berg hinauf. Ein alter, schäbiger Mantel umhüllte die gebeugte Gestalt. Es schien, als sei sie kleiner geworden, als habe sie das Unglück niedergedrückt. Stosweise ging der Atem. Immer wieder mußte sie sich an den Bäumen am Wege halten, daß sie nicht zusammenbrach. „Heim, heim!“, das war alles, was sie denken konnte. Wenigstens sterben wollte sie in der Heimat, wenn ihr das Schicksal nicht ver gönnen wollte, dort zu leben.

Gegen Mitternacht kam sie auf die Höhe, von der sie den Hof sehen konnte. Erschöpft setzte sie sich unter einen Baum. Da lag die Heimat, so nah und doch so fern. Jetzt endlich kamen ihr die erlösenden Tränen. Still weinte sie lange Zeit vor sich hin. Da war ihr, als käme der alte Vater den Berg heraufgeschritten. Er breitete die Arme aus und sagte mit einer ungewohnt weichen Stimme: „Mein Kind!“ Da sank sie selig an seine Brust und alles fiel von ihr, was immer sie bedrückte. „Dabeim!“ — das war das Letzte, was sie denken konnte.

Holzauer fanden einige Tage später Marie im Schnee sitzend, den Blick nach dem Hofe gewandt. In den erstarrten Fingern hielt sie ein Sterbekreuz. Der Arzt stellte Tod durch Erfrieren fest. Dann trug man sie hinunter in ihre alte Stube. Sie war heimgekehrt.